Verzweifle Nicht!

Verrathene Liebe.

Erzählung von Roderich Hill.

In der neuentdeckten Goldregion des Oregongebietes, zwischen dem Sacramento- und Plumes-River, herrschte das wilde Leben und Treiben einer frisch emporstrebenden Bevölkerung. Unabsehbar dehnte sich eine Stadt aus Brettern und Leinwand, in welcher die menschlichen Ameisen hausten, die in der jungfräulichen Bergregion und in allen kleinen Wasserläufen nach dem lockenden Metall wühlten.

Abseits von der großen Masse der leichten Goldgräberwohnungen, Tabernen und Stores, an einer Felswand wie ein Schwalbennest hockend und halb durch Buschwerk verdeckt, lag eine Bretterhütte, eine Art Blockhäuschen. Daß hier eine mitde, sorgliche Hand gewaltet hatte, konnte man auf den ersten Blick erkennen. Der ganze Platz war sauber und geklärt, ein winziges Gärtchen befand sich zur Seite der Hütte, darin wuchsen Nelken, Rosen und andere, nicht besonders werthvolle Blumen, sowie einige Gemüsepflanzen. Ein einfaches Holzgerüst bildete eine mit Schlinggewächsen überdachte Laube, in der eine rohgefügte Holzbank stand.

Ringsum war es still. Nur aus der Ferne drangen, von leichtem Winde getragen, wirre Töne des nimmer rastenden Kneipenlebens heran.

Jetzt aber schritten vier Männer in Jacken, mit breiten Schlapphüten bedeckt, auf die Hütte zu. Sie sprachen nur leise miteinander. In der Nähe der Hütte blieben sie stehen.

„Nun gut aufgepaßt, Leute," raunte einer der Männer aus heiserer Kehle. „Sobald er sich zeigt, gleich drauf los und fest zugepackt. Schießt er, so binden wir ihn, ehe er aufwacht."

„Und nichts angreifen, ehe er sicher gemacht ist," sagte ein Zweiter.

„Wenn er sich wehrt, hauen wir ihn nieder!" knurrte der Dritte.

„Egal!" bemerkte der Erste. „Er ist mein spezieller Landsmann, aber der Bursch' ist mir in den Tod verhaßt. Meine Alte hat einen Narren an ihm gefressen."

„Und mir hat er oft die besten Funde vor der Nase weggefischt," sagte ein Anderer.

„Am besten macht man ihn für immer still," flüsterte Einer mit deutlicher Handbewegung. „Der Kerl wär' im Stande, uns als Gesetzbrecher anzugeben."

„Wir wollen ihm schon die Zunge binden," knurrte der erste Sprecher. „Nun vorwärts, Jungens!"

Die vier unheimlichen Gesellen traten jetzt an die Hütte heran. Der erste Sprecher winkte den anderen zu, damit sie erst lauschen sollten. Aus der Hütte drang ein vernehmbares Schnarchen. Einer tastete an der Thür herum, die keinen Drücker hatte. Die Thür schien von innen verschlossen oder sonstwie befestigt zu sein.

„So geht's also nicht," sagte er leise. „Wir müssen ihn herauslocken."

„Und kommt er nicht, die Thür einschlagen," versetzte ein Anderer; „ich hab' ein Beil."

Plötzlich, als man noch an der Thür drückte, hörte immer das laute Schnarchen auf. Es regte sich etwas. Einige Momente war Stille, dann rief von innen eine tiefe Mannesstimme:

„Ist draußen Jemand?"

„Jawohl, Frey," antwortete Einer laut. „Mach' 'mal auf!"

„Wer ist's?"

„Gute Freunde — bringen Neues!"

„Wer ist's, frage ich!" rief der Bewohner der Hütte mit starker Stimme.

„Bist's nicht Du, Lemmer?"

„Yes!" antwortete der Genannte frech.

„Betrifft's mein Kind?"

Lemmer faßte den Gedanken rasch auf.

„Jawohl, Dein Kind betrifft's!"

Sogleich hörten die Lauernden an der Thür ein Aufschließen und der Inwohner, ein hochgewachsener, stark gebauter, noch junger Mann, halb angekleidet, trat heraus. Als er, statt einer, vier Gestalten erblickte, prallte er zurück. Er war anscheinend betroffen.

Im Nu drangen alle Vier auf ihn ein. Es entstand ein kurzer, heftiger Kampf. Der Ueberfallene wehrte sich mit riesiger Kraft, aber da er unbewaffnet und ihm nicht Zeit gelassen war, zurückzuspringen und eine Waffe zu holen, so mußte er der Uebermacht erliegen. Zwei Knüppelschläge schmetterten ihn zu Boden. Lang hingestreckt, regungslos lag er da.

Lemmer beugte sich über ihn und lauschte.

„Der hat genug," sagte er dumpf. „Jetzt aber schnell nicht gemacht!"

Einer der Kumpane streifte ein Wachskerzchen an, mit dem er rasch im Inneren der Hütte umherleuchtete. Auf dem Tische stand ein Leuchter mit einer halb herabgebrannten Stearinkerze, diese zündete er an und beim Scheine dieses Lichtes wurde die Hütte durchsucht. Mit sichtlicher Gier gingen die Räuber zu Werke, jeder schien dem anderen zuvorkommen zu wollen. Lemmer machte sich zuerst über die kastenartige, rohgezimmerte Bettstelle, ein Zweiter fuhr ebenfalls mit den Händen hinein; sie hoben die Decken ab, das dicke, mit Heu gefüllte Kopfpolster, dann griffen sie unter die obere von zwei übereinanderliegenden Heumatratzen. Hier fanden sie drei Säckchen, die mit Goldstaub gefüllt waren.

„Geht!" sagte Lemmer. „Ich werde sie gut verwahren." Er schob die Säckchen unter seine weite Jacke, die er sorglich darüber zuknöpfte. „Es soll alles gerecht zugehen. Aber behutsam, Leute, sonst holt uns Alle der Konstabler! Morgen Mittag kommt Ihr in meine Bude!"

„Na, und was wird mit Dem da?" fragte einer der Männer, mit der Fußspitze an den Leblosen stoßend.

„Der ist ein todter Mann," erwiderte Lemmer. „Daß hier nicht ein Strom ist, in den wir ihn werfen könnten! 's ist auch kein Schacht in der Nähe. Verdammt!"

„Wißt Ihr," schlug ein Anderer vor, „wir legen ihn auf sein Bett und schließen die Bude zu, da mag er liegen bis zum jüngsten Tage."

Dieser Rath, so wenig Sicherheit er auch verbürgte, wurde ausgeführt. Die Räuber rechneten darauf, daß kein Mensch ausfindig machen könne, daß unter den vielen Hunderten von Goldgräbern gerade sie die Schuldigen seien. Frey wurde über sein Lager geworfen, mit einer Wollendecke zugedeckt und die Hütte mit dem inwendig noch in der Thür steckenden Schlüssel geschlossen. Der Schlüssel wurde in's Gebüsch geschleudert. Rasch entfernten sich die Räuber, wie Schatten schlüpften sie unter Bäumen und Felsen hinschleichend, auf Umwegen ihren Wohnungen zu, mit leiser Verabredung sich trennend.

Nun geschah aber etwas, das dem, zwischen den vier Gaunern getroffenen Uebereinkommen direkt entgegen war. Lemmer bewohnte mit seiner Frau und dem noch nicht ganz zweijährigen Töchterchen Freys, dessen Pflege sie übernommen hatten, ein Häuschen, welches ihm ein glücklicher Goldgräber, der mit seiner Familie die Goldfelder wieder verließ, geschenkt hatte.

Er weckte sofort nach seiner Ankunft seine Frau.

„Mary," raunte er ihr barsch zu, „steh' auf, zieh' Dich an! Wir müssen gleich fort!"

Die Frau starrte ihn erstaunt an.

„Was sagst Du? Fort? Wie so denn?"

„Frag' nicht! Mach' keine Umstände! Zögere nicht! Ich sage, wir müssen fort! Gold habe ich genug, aber wenn ich bleibe bis morgen früh, muß ich's mit Anderen theilen und das mag ich nicht. Also komme schnell! In einer Stunde geht die Diligence nach Oroville ab, mit der müssen wir fahren."

„So — wir wär's recht," erwiderte Mary, „je bälder, desto besser; das Leben hier hab' ich längst schon satt; aber hier ist das Kind — was soll mit der kleinen Emmy werden? Ich muß sie doch dem Vater zurückgeben!"

Lemmer stieß einen Fluch aus.

„Laß das Kind wo es ist! Um so sicherer ist's für uns! Sie werden denken, wir sind nur auf kurze Zeit abwesend."

„Nimmermehr!" rief Frau Mary mit einer Entschlossenheit, die ihr Gatte an ihr kaum kannte. „Ich habe der armen Sterbenden versprochen, dem Kinde eine Mutter zu sein und hab's übernommen. Im Stich lasse ich's nicht, darauf verlaß Dich! Erst bring' ich's dem Vater oder ich gehe nicht!"

„So bleib', zum Teufel!" wetterte Lemmer. „Aber das geht nicht, nein! Du würdest mich dann so oder so verrathen. Und daß Du es weißt — Frey lebt nicht mehr!"

Frau Mary starrte ihn fest an.

„Lebt nicht mehr? Wie ist das gekommen? Woher weißt Du es?"

Lemmer suchte ihrem forschenden Blicke auszuweichen.

„Was fragst Du viel!" entgegnete er barsch. „Ich sage Dir: er ist todt!"

Es entstand eine Pause, so still, daß die beiden Personen ihre Pulsschläge hörten.

„Hast Du ihn getödtet?" fragte plötzlich die Frau.

„Ich nicht!" log der Schurke. „Andere haben es gethan. Aber ich habe sein Geld."

„Also ermordet ist er! O! Und was für ein braver Mann war er! Arme Emmy! Nun hast Du auch keinen Vater mehr! So sollst Du an mir noch eine zweite Mutter haben!"

Sie trat an das Bettchen des schlummernden Kindes.

„Ich sage Dir: laß das Kind und komme!" drängte Lemmer.

„Du kannst mich gleich auf der Stelle ermorden — ich thue es nicht!" beharrte Mary. „Wenn Du willst, daß ich mit Dir gehen soll, muß das Kind auch mit! Das ist mein letztes Wort!"

„So nimm's mit, Schockschwerenoth!" brummte Lemmer grollend. „Aber spute Dich! Es ist keine Zeit zu verlieren."

Frau Mary zog all' ihre guten Kleider an; viel hatte sie nicht, denn ihr Mann war bis dahin nicht vom Glück begünstigt gewesen, sie hatte an seiner Seite seit langer Zeit ein Elendsleben geführt. Hastig packte sie all' die kleinen, nothwendigen Dinge in eine lederne Reisetasche, hüllte das schlafende Kind sorgsam in Betten und einen Plaid; dann nahm sie das lebende Bündelchen in ihre Arme und folgte dem Manne, der die Tasche trug und absichtlich das Häuschen unverschlossen ließ.

Nach einer Stunde befanden sich alle Drei auf dem Wege nach Oroville, um von da über Neu-Mecklenburg und Marysville San Francisco zu erreichen.

Indeß war Lemmer sammt seinen Raubgenossen in einer Täuschung befangen: Frey war nicht todt, er lag nur in stundenlanger schwerer Betäubung, und als er wieder zu einiger Besinnung kam, war er doch nicht im Stande, sich aufzurichten, sondern noch lange, fast den ganzen nächsten Tag blieb er wie gelähmt auf seiner Lagerstätte ausgestreckt. Dabei quälte ihn vor Allem der schreckliche Gedanke, daß das Leben seines geliebten Kindes in Gefahr schwebe. Denn hatte Lemmer, den er für seinen Freund gehalten, ihm selbst nach dem Leben getrachtet, warum sollte er davor zurückschrecken, sich durch eine mörderische That auch des Kindes zu entledigen?

Hans Frey entstammte einer guten, aber ganz verarmten Familie in Kiel. Sein Vater war ein ehemaliger Offizier der schleswig-holsteinischen Armee, im Kriege verwundet worden und erhielt nach Auflösung derselben keine Pension; er hatte sich mit den Seinen kümmerlich durchgeschlagen und starb dann ganz mittellos. Hans Frey, in welchem sich das ritterliche Wesen seines Vaters innerlich und äußerlich am entschiedensten wiederspiegelte, befand sich in einer kaufmännischen Lehre, in einem großen Wollgeschäft, als mit dem geliebten Vater die letzte Stütze für ihn und seine Geschwister dahinsank. Kümmerlich beendete er seine Lehrzeit, blieb auch nachher noch einige Monate in demselben Geschäft; als aber die ersten Berichte über die Entdeckung neuer Goldfelder im Oregondistrikt nach Europa drangen, da entschloß er sich, in der neuen Welt sein Glück zu versuchen.

Er begann diese Fahrt nach dem goldenen Vließe mit einem dummen Streiche. Seit Jahren durch seine Familie mit einem jungen, ehrenhaften Mädchen bekannt, das elternlos war, vermochten Beide, in einer romantischen Liebe befangen, sich mit dem Gedanken einer langen Trennung nicht vertraut zu machen.

„Ich gehe mit Dir," sagte Pauline Werther, die Geliebte. „Was habe ich hier? Ohne Dich würde ich mich doch ganz verlassen fühlen. Ich kann so gut wie Du in Amerika ein Unterkommen finden. Dann bin ich doch auch näher bei Dir."

Hans Frey fand diesen Plan entzückend. Beide hatten gerade so viel Geld, daß sie ihre Ueberfahrt und den allernächsten Unterhalt jenseits des großen Wassers bestreiten konnten. Sie reisten zusammen und trennten sich nicht mehr. In San Francisco verheiratheten sie sich und brachen dann vereint nach dem Golddistrikt auf.

Ein wildes Leben und Treiben hatte sich da schon entwickelt; Menschen von allen Nationen und Klassen strömten zusammen, gelockt von der Sucht nach gleißendem Gold. Neben dem rohesten Abhub der Großstädte, bestraften und flüchtigen Verbrechern, traten sein gebildete Leute auf, die in ihrem früheren Leben auf irgend eine Art Schiffbruch gelitten hatten. Einer galt so viel wie der Andere und es kam oft vor, daß der niedrigste Bauernknecht im Handumwenden zum reichen Manne wurde und stolz auf den ehemaligen Edelmann und Offizier herabsah. Die wildesten Scenen spielten sich ab. Erst allmälig kam polizeiliche Ordnung in das Ganze, aber auch dann noch kamen Gewaltakte, blutige Auftritte alle Tage vor.

Hans Frey hatte lange Zeit das erhoffte Glück nicht. Mühsam fristete das junge Paar sein Leben. Als Pauline ihren Gatten mit einem lieblichen Kinde beschenkt hatte, konnte sie der Noth und den Strapazen nicht mehr entgegentreten. Frau Lemmer, die sich schwesterlich um die Hinsiechende bemüht hatte, erklärte sich bereit, die kleine Emmy in Pflege zu nehmen, und Hans Frey arbeitete weiter — nun für sein Kind, das ihn freundlich an die Erinnerung an ein kurzes genossenes Liebesglück band. Und — seltsam! — erst seit dem Tode seiner jungen Gattin wendete das Glück sich seinen Händen zu. Er fand Gold und zwar so reichlich, daß viele seiner Mitarbeitenden ihn beneideten. Wie schmerzlich fühlte er sich oft bewegt, wenn er daran dachte, daß es doch so schön gewesen sein würde, wenn sein armes gutes Weib an diesem Glück hätte nun theilnehmen können!

Wie die vier ruchlosen Gesellen ihn seiner Schätze beraubten und ihn selbst auf immer „still" gemacht zu haben glaubten, haben wir soeben erzählt. Lemmer hatte gleich anfangs den Plan gefaßt, seine Genossen um den Raub zu betrügen, was ihm auch gelang.

Als Hans Frey sich von seinem Schmerzenslager wieder erheben konnte, wankte er nach Lemmers Wohnstätte. Er sah, wie die drei Kumpane Lemmers um diese Stätte her lungerten. Einen derselben erkannte er sofort wieder als den, der den ersten Schlag nach ihm geführt hatte, aber er hütete sich wohl, diese Wahrnehmung merken zu lassen. Er wartete bis zum folgenden Tage, dann stellte es sich für Jedermann heraus, daß Lemmer sich mit seiner Frau „gedrückt" hatte. Die drei enttäuschten Mordgenossen verbissen ihre Wuth und mieden Frey mit einer für ihn sichtlichen Scheu; er selbst aber, der von da an nur mit seinem Bulldoggrevolver umherging, hürmte sich um das Schicksal seines Kindes. Was anderes konnte er annehmen, als daß Lemmer seine süße kleine Emmy auch ermordet und in irgend eine Schlucht oder in's Wasser geworfen oder verscharrt hatte? Er zeigte die Umstände des Verschwindens seines Kindes der Distriktspolizei an, aber man zuckte die Achseln; die Beamten hatten hinreichend damit zu thun, die äußere Ordnung unter der bunt zusammengewürfelten Bande von Tausenden aufrecht zu erhalten.

Hans Frey arbeitete weiter, theils aus Noth, theils um durch Anstrengungen seine trüben Erinnerungen weniger schmerzhaft zu machen, theils aber auch, weil er noch immer hoffte, daß er eines Tages einen Fingerzeig über die Art des Endes seines Kindes erhalten werde. Diese Hoffnung erwies sich jedoch als trügerisch. Als Frey noch mehrere Monate nach Gold gegraben und wieder ein ansehnliches Vermögen erworben hatte, verließ er die Goldwäschereien. Die Ausbeute von edlem Metall war schon verringert und die Schwierigkeiten der Gewinnung waren größere geworden. Er sann auf solidere Geschäftsbetriebe, bereiste Amerika kreuz und quer, setzte sich mit Farmern und Pflanzern in Verbindung und errichtete dann in New York eine große Agentur für Wolle und Baumwolle. Auch dabei hatte er kolossales Glück. Er verband sich mit einem großen Hamburger Hause, das in New York eine Filiale hatte und dem er durch seine persönlichen direkten Verbindungen mit den Produzenten große Vortheile brachte. In Zeit von kaum zehn Jahren war er auf die sicherste Weise Millionär geworden.

Immer aber blieb er ein einsamer Mann, den der Gedanke an sein Weib und an das unglückliche Ende seines einzigen Kindes mürrisch und verschlossen gemacht hatte. Selbst mit dem Aufgebot großer Mittel war es ihm im Laufe der Jahre nicht möglich gewesen, das Geringste über die weiteren Schicksale Lemmers und dessen Frau zu erfahren. „Gestorben, verdorben," das schien die einzig mögliche Annahme zu sein.

Briefe, die er in den ersten Jahren an seinen älteren Bruder Heinrich und an seine Schwester gerichtet hatte, waren als unbestellbar zurückgekommen; so mußte er denn glauben, daß er Niemand mehr in der Welt habe, an den er sich mit Liebe hätte anschließen können.

Endlich, nach neunzehnjähriger Abwesenheit aus Europa, entschloß sich Hans Frey, wieder dahin zu gehen. Die nächste Veranlassung war eine geschäftliche: er wollte sich mit den Hamburger Theilhabern der Firma auseinandersetzen, um fortan ein ganz unabhängiges Leben zu führen. Ueberdies aber hatte ihn, er wußte nicht, wie es geschah, eine unbezwingliche Sehnsucht nach der Heimath seiner Jugendjahre erfaßt.

Mit einem seltsamen Gefühl betrat der Millionär Hans Frey im Hamburg das europäische Festland wieder. Als blutarmer junger Mann war er einst gegangen, aber auch eine liebenswürdige junge Mädchenblüthe war an seiner Seite gewesen, und die hatte er in der Fremde verloren und nicht nur sie, sondern auch das süße Knöspchen, welches ihr entsprossen war. Wie einseitig und wie kalt war doch all' sein Glück! Er war noch ein schöner, kraftvoller Mann, der kaum vierzig Lebensjahre zurückgelegt hatte, und stolz betrat sein Fuß das Hamburger Pflaster. War er doch ein „selfmade man" im besten Sinne des Wortes, von glänzendem Erfolg gekrönt.

Das Hamburger Haus, mit dem er sich nun freundschaftlich auseinandersetzen wollte, betrieb nicht nur einen großartigen Woll- und Baumwollhandel, sondern hatte auch eine der größten Spinnereien und mechanischen Webereien, und seine Stoffe gingen über die halbe Welt. In dem Hamburger Waarenhause wurden zahlreiche weibliche Arbeiterinnen beschäftigt. Als Frey vom ersten Chef der Firma durch die Räume geführt ward, sah er ein schönes, stattliches Mädchen, das als Aufseherin einer Abtheilung angestellt war. Sonderbar, daß in dem Herzen des vereinsamten Mannes sich bei diesem Anblick die Liebe regte, von der er geglaubt hätte, daß sie für immer in ihm erstorben sei. Seine Augen hefteten sich mit einem gewissen Starren, aber auch tiefsinnig auf dies junge Mädchen, sie sah es und erröthete. Hatte sein Blick gezündet? Als Frey hinausging, vermochte er sich der Empfindung nicht zu verschließen, daß der Anblick dieses jungen Mädchens in ihm, dem Manne der rastlosen Arbeit, der direkt aus dem rauhen Kolonialleben in den Schooß der europäischen Civilisation zurückkehrte, neue Hoffnungen und Anschauungen wachrief. Hans Frey war verliebt.

Er suchte wiederholt Gelegenheit, in's Waarenhaus zu kommen, nur um das Mädchen zu sehen, das er liebte, ohne noch ihren Namen und ihre persönlichen Verhältnisse zu kennen. Was focht das ihn an! Der Besitz des Reichthums flößt gewöhnlich ein erhöhtes Selbstbewußtsein ein und der Reiche pflegt sich mit einer gewissen Leichtigkeit über gewöhnliche Hindernisse hinwegzusetzen.

Hans Frey war aber nun entschlossen, sich genauer nach den Verhältnissen dieses Mädchens zu erkundigen. Er that dies direkt bei dem Chef des Hauses, als er mit diesem in seinem Arbeitszimmer allein war.

„Sie haben da ein junges Mädchen als Aufseherin in der Stoffabtheilung," begann er, mit einer gewissen linkischen Zurückhaltung.

„Ja?"

„Sie gefällt mir außerordentlich."

„So? Ei, sie ist ja auch sehr hübsch! Ah, da fällt mir ein — sie trägt ja auch Ihren Namen, ist die Tochter eines gewissen — warten Sie, was ist er doch? Ich besinne mich nicht, werde aber sogleich dahinter kommen."

Er drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel, in einer Minute erschien ein Angestellter.

„Sie, Paul, was für einen Beruf hat doch der Vater unseres Fräulein Frey?"

„Der Vater? Sie hat, so viel ich weiß, keinen Vater, sondern lebt bei ihrem Onkel, dem Droschkenkutscher Heinrich Frey."

Der Millionär zuckte zusammen.

„Heinrich Frey, sagen Sie?"

„Jawohl, so heißt er. Ich hab' einmal gehört, Fräulein Frey habe als ganz kleines Kind in Amerika ihre Eltern verloren und sei von Bekannten oder Verwandten hi[illegible]racht wor[illegible]den. ..."

Hans Frey stieß einen leisen Schrei aus. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich seiner.

„Ich muß dies junge Mädchen sogleich sprechen," sagte er und rannte, zum Erstaunen der beiden Anwesenden, aus dem Zimmer. Der Chef folgte ihm langsam.

„Sie wird jetzt nicht mehr hier sein," bemerkte der Angestellte; „es ist Mittagszeit."

So war es. Hans Frey kehrte unverrichteter Sache zurück.

„Wo wohnt Heinrich Frey?" fragte er hastig.

Der Chef wußte das nicht, er mußte sich deshalb vorerst wieder im Komptoir erkundigen. Die Adresse war: Fuhlentwiete Nr.—

„Da werden Sie sich schwer zurecht finden," meinte der Chef; „ich werde Jemanden mit Ihnen senden, oder nein, ich werde selbst mit Ihnen fahren."

Hans Frey hörte kaum darauf, er rannte hinweg, auf die Straße, nach dem nächsten Droschkenplatz; der Chef vermochte ihm kaum zu folgen. Beide warfen sich in die erste beste Droschke und fuhren nach der bezeichneten Straße und Hausnummer.

Es war eine sehr bescheidene, aber außerordentlich nett aussehende Wohnung im dritten Stock, wo der Droschkenkutscher, vielmehr Droschkenbesitzer Heinrich Frey wohnen sollte. Der Millionär klopfte an und trat ein. Eine ältliche, schlichte, etwas vergrämt aussehende Frau trat ihm entgegen.

„Ich komme, um einen Bruder zu suchen," sagte der Millionär. „Ist dieser Heinrich Frey Ihr Gatte?"

„Gewiß," antwortete die Frau verwundert.

„Stammt er aus Kiel?"

„Ja, so ist's."

„Nun wohl, dann habe ich den Gesuchten gefunden!" rief der Millionär. „Mein Name ist Hans Frey. Ich komme aus Amerika."

Die Frau schlug voll Staunen und Freude die Hände zusammen.

„Guter Himmel! Wie wird Heinrich sich freuen!"

„Wo ist er jetzt?"

„Er fährt noch. In einer Stunde wird er da sein. Aber, mein Gott! es ist ja noch Eine vorhanden, die sich freuen wird — das ist ja Alles so wunderbar, wie göttliche Fügung — es ist ja Ihre eigene Tochter, die bei uns wohnte...."

„Wohnte? Und jetzt nicht mehr?"

Die Frau brach plötzlich in Thränen aus.

„Seit gestern nicht mehr!" schluchzte sie. „Sie haben sich überworfen — daß heißt: Emmy und unser Sohn Wilhelm. Nämlich, sie waren eigentlich so gut wie miteinander versprochen, Emmy und Wilhelm. Er ist ja auch ein guter, braver Mensch, Maschinenbauer, der seine Eltern unterstützt wie er kann. Nun kam die Emmy vorgestern nach Hause und schwärmte von einem Herrn, den sie im Geschäft gesehen und der sie verliebt angeblickt hatte; und gestern sprach sie wieder so sonderbar von ihm; da wurde Wilhelm eifersüchtig, es entstand ein böser Zank und Emmy war ganz verwandelt, sie erklärte, daß sie den Wilhelm nicht möge, nein, überhaupt keinen; nur der fremde Herr wohne noch in ihrem Herzen. Vater nahm gegen sie Partei, da ist sie noch gestern Abend zu einer Freundin gezogen und heute früh hat sie ihre Sachen abgeholt."

Alles dies erzählte die Frau mit Thränen und fortwährendem Schluchzen.

Hans Frey seufzte tief auf.

„Es ist eine irrende und doch so wahr in der Seele begründete Liebe," sprach er halb für sich. „Ich liebte dieses Mädchen vom ersten Augenblicke an, weil sie mich mit jedem Zuge ihres Gesichts an mein gutes Weib erinnerte, und nun finde ich in ihr meine Tochter wieder, denn gewiß ist sie mein Kind — wie könnte es anders sein? Nun erzählen Sie mir schnell, Schwägerin, wie ist sie zu Ihnen gekommen?"

„Sie ist seit sieben Jahren bei uns. Es war ein merkwürdiger Fall, auch Gottes Fügung. Eine Frau brachte sie zu uns, die nun todt ist. Sie war schon ganz abgezehrt und krank. Mit vieler Mühe, sagte sie, habe sie uns gesucht, erst in Kiel, dann in Berlin und zuletzt hier, wo sie uns fand. Ihr Mann, ein Bösewicht, der in's Zuchthaus gekommen sei, habe einmal in Amerika einen Bubenstreich an Ihnen verübt, Sie seien todt und sie habe Ihr kleines Kind aus Mitleid mitgenommen. Da aber nun ihr Elend immer größer geworden sei und ihr böser Mann sie nicht mehr bedrohen könne, bringe sie uns das Mädchen, die Emmy. Na, und wir haben das Kind voll Liebe aufgenommen und sie Vieles lernen lassen. Nun klärt sich ja Alles so herrlich auf und der Wilhelm wird sich auch freuen, daß es kein Liebhaber ist, der ihm das Herz des Mädchens abwendig gemacht hat, sondern der Vater."

„Ich muß sie aufsuchen," rief Hans Frey tief bewegt. „Geben Sie mir ihre Adresse, Schwägerin!"

Hier mischte sich der Chef des Hamburger Hauses ein, der bis dahin im Hintergrunde ein erstaunter Zeuge dieser Scene war.

„Es wird wohl nicht nöthig sein," sagte er; „jetzt ist das Fräulein gewiß schon wieder im Geschäft bei ihrer Arbeit."

„Dann müssen wir schnell dahin fahren," versetzte der Millionär. „Ich will mein Kind wiedersehen und ihr sagen, wen sie in mir wiedergefunden hat!"

Er reichte seiner Schwägerin die Hand, versprach so bald als möglich wiederzukehren und eilte hinweg.

Emmy befand sich in dem weiten Niederlagsraume, als der Chef des Hauses sie ersuchen ließ, in sein Zimmer zu kommen. Hier wartete Hans Frey mit hochklopfendem Herzen und der Chef ging sofort heraus, als Emmy eintrat. Der Millionär wählte gleich seine ersten Worte so, daß Emmy nicht in Zweifel sein konnte, wer es war, der sie mit seinen Armen umschloß. Sie zitterte und brach in Thränen aus. Auch in ihrer Brust mußte erst eine Gefühlsänderung vorgehen, ehe sie sich in das neue Verhältniß fand; auch sie hatte, blitzgleich, eine irrende Liebe in sich aufgenommen. Der Instinkt hatte sie zu dem Manne hingezogen, der sich nun, statt ein Bewerber zu sein, als ihr theurer Vater erwies.

„Und nun komm," schloß Hans Frey die Scene des Wiederfindens. „Wir wollen fort, zu meinem Bruder. All' dies ist ja nun zu Ende, das dienende Verhältniß, die Arbeit und die Noth. Ich bin reich genug, um uns Allen ein angenehmes Leben bereiten zu können."

Heinrich Frey sah ziemlich gedrückt aus, als er seinen Bruder begrüßte, aber der Letztere hob ihn durch seine Mittheilungen rasch über diese Stimmung hinweg.

„Du bist nun geborgen, Lieber," sagte er; „hinfort soll es Dir und Deiner Familie wohlgehen, und das soll mein Dank sein dafür, daß Du mir meine geliebte Tochter treu bewahrt hast!"

Es waren lauter glückliche Menschen, die am selben Abend, als Wilhelm Frey aus seiner Werkstätte heimkam, bei festlichem Mahle sich zusammenfanden. Der Millionär wurde für alle Anderen der Glück spendende Wohlthäter. Er fügte die Hände der beiden jungen Leute ineinander. Für Wilhelm kaufte er ein großes Grundstück zur Errichtung einer Fabrik, seinem Bruder schenkte er ein reiches Kapital, dessen Zinsen ihm ein bequemes Leben ermöglichten; und er selbst, der Segenspender, fand eine süße Befriedigung in dem Gefühl, alle seine Lieben sorgenlos und froh gemacht zu haben.

Feine Abfertigung.

Die geistreiche Antwort der Gattin des Grafen Redern, Tochter eines Hamburger Handelsherrn, auf die Frage einer adelstolzen Dame, womit denn eigentlich ihr Vater handle: „Mit Weisheit und Verstand," ist allbekannt. Weniger aber, daß lange vor diesem unter der Regierung Friedrich Wilhelm's III. stattgefundenen Austausche sich ein ähnlicher Vorfall zur Zeit Goethe's in Weimar während eines Festes bei der Herzogin-Mutter Amalia ereignete. Der letzte weibliche Sprosse eines alten Adelsgeschlechts, das durch Mißwirthschaft heruntergekommen, hatte der Werbung eines reichen Wiener Bankiers, der in aufopfernder Weise die Verhältnisse ihres Hauses geordnet und überhaupt den Namen eines vollkommenen Ehrenmannes besaß, Gehör geschenkt und dem bedeutend älteren Herrn ihre Hand zum glücklichsten Bunde gereicht. Bei einem Besuch ihrer Heimath ward die nunmehrige Frau S. von der Herzogin-Mutter mit größter Freundlichkeit empfangen, und die meisten Damen des Hofes folgten gern dem von oben gegebenen Beispiel. Eine Baronin v. H. indessen, ohnehin ihrer bösen Zunge halber gemieden, konnte es nicht unterlassen, durch Hindeutung auf Stand und Bürgerthum des Mannes, ihren Stachel an der ebenso anmuthigen als gebildeten Bankiersgattin zu wetzen, deren einfache, aber kostbare Toilette ohnehin schon ihren Neid erregt hatte. Scheinbar harmlos knüpfte sie ein Gespräch mit Frau S. an, um plötzlich laut, den Umstehenden verständlich, die Frage an dieselbe zu richten: „Sagen Sie doch, Liebe, es ward eben vorhin davon gesprochen, was verdient Ihr Mann wohl so jahraus jahrein?"

Aller Augen richteten sich auf den Gast der Herzogin, und in mehr als einem Antlitz stand die Entrüstung über die ebenso brutale als hämische Frage ausgedrückt, allein Frau S. blieb völlig ruhig.

„Ich glaube, Frau Baronin haben Ihre Erkundigung unrichtig gestellt," erwiderte sie ebenfalls völlig vernehmbar. „Wenn Sie wissen wollen, wie viel mein Mann verdient, so muß ich Sie an seine Buchhalter verweisen, doch Ihre Frage, was er verdient jahraus jahrein vom Kaiser bis zum schlichten Handwerker, darüber kann ich Ihnen Auskunft geben: Achtung vor seiner Rechtschaffenheit, Frau Baronin, und Dankbarkeit für seine Wohlthaten!"

Das Glas Bier. Zu Anfang der Siebziger Jahre lag der englische Thronfolger, der Prinz von Wales, am Typhus schwer krank darnieder. Als schon die Hoffnung auf Rettung verschwunden war, ließen die Aerzte das Blut eines kräftigen jungen Dieners in die Adern des Prinzen überleiten. Der Kranke erwachte, und die Zeitungen brachten am nächsten Tage die Nachricht, daß die ersten Worte, welche der Patient nach langem Delirium gesprochen, gelautet hätten: „Gebt mir ein Glas Bier!" Dieses historische Glas Bier führen seitdem sämmtliche englische Brauereien im Schilde; eine jede behauptet, der Trunk sei aus ihren Fässern gekommen. Infolge eines Prozesses, der sich deshalb einige Jahre darauf entspann, wurde der Leibarzt des Prinzen vor Gericht gladen und erklärte eidlich, der Prinz von Wales habe damals während seiner Genesung überhaupt kein Bier getrunken, auch keins verlangt, und das Ganze sei nur eine gänzlich unwahre Anekdote. Trotzdem hat diese Anekdote sich in England festgesetzt und wird heute noch beharrlich geglaubt.

Ein Vergleich. „Wir passen nicht für einander. Ich bin vierundzwanzig und Sie sind erst einundzwanzig Jahre alt. Auch bin ich größer als Sie." — „Thut nichts! Sehn Sie nur, wie lang dieser Stock und wie kurz der Kopf ist, der darauf sitzt, und doch passen sie ganz gut zu einander." — „Aber Julius, dieser Vergleich hinkt ja schrecklich! Wenn wir schon heirathen, so werde doch unbedingt ich der Kopf und Sie werden der Stock sein."

Ein erschütterndes Nachspiel der furchtbaren Park Place-Katastrophe in New York fand wenige Tage nach derselben statt. Der Schrecken, den die Nachricht von dem Verlust so vieler Menschenleben bei der Katastrophe hervorrief, verwirrte den Verstand eines sonst ruhigen Arbeiters dermaßen, daß er seine Frau, mit der er stets in gutem Einvernehmen gestanden, und seine beiden Kinder erschoß und dann sich selbst auf gleiche Weise tödtete. In einem seiner Mutter hinterlassenen Briefe gibt er Lebensüberdruß als das Motiv an.

Einen neuen Weg sich Zahlung zu verschaffen, hat ein Thierarzt und Pferdehändler, Namens Robert Clark in Lebanon, St. Clair County, Ill., eingeschlagen, wenn die gegen ihn von einem jungen Farmer, Namens Frank Miller, erhobene Anklage wahr ist. Diese besteht darin, daß Clark den jungen Miller, als dieser sich weigerte, die ihm unverschämt erscheinende Forderung des Doktors zu bewilligen, einfach unter Bedrohung mit einem Revolver einsperrte und zwei Wochen lang in seinem Hause gefangen hielt. Clark sitzt jetzt wegen Freiheitsberaubung in Belleville im Gefängniß.

„Immer hasse ich den Mann, der mich in die Welt setzte, ohne mir Brot zu geben," hatte ein 64jähriger Küfer in Philadelphia, der dieser Tage zu dem Revolver als letztem Auskunftsmittel griff, mit Kreide auf ein Brett in seiner Werkstätte geschrieben. Der düstere Pessimismus, der sich hierin ausspricht, war dem Manne von jeher eigen und wurde auch dadurch gesteigert, daß der Selbstmörder infolge häufiger rheumatischer Anfälle in der letzten Zeit erwerbsunfähig wurde. Die Unterstützung seiner vier Söhne hatte er noch kurz zuvor mit der Begründung zurückgewiesen, eine derartige Abhängigkeit sei ihm unerträglich.

„Klipp klapp, die Zöpfe ab." Die moderne Tragödie, welche man leicht unter diesem Titel erräth, hat sich wieder einmal abgespielt und zwar in Grand Rapids, Mich. Dort ließ kürzlich eine junge Dame beim Schlafengehen das auf eine Veranda gehende Fenster offen, und als sie in der Nacht durch ein eigenthümliches Geräusch erwachte, sah sie im Mondlichte vor ihrem Bette einen Mann stehen, der ihr erst mit einem Revolver drohte und darauf rasch durch das offene Fenster entsprang. Als dann auf das Geschrei der Genossinnen die Eltern mit Licht herbeieilten, sah man, daß dem Mädchen die schönen braunen Flechten dicht am Kopfe abgeschnitten worden waren. Das Mädchen ist aus Schreck und Kummer über den Verlust krank geworden.

J. C. McKell,
Engros Holzhandlung.
Office Ecke 7 und O Str., Lincoln

Munson & Walker,
weißes und gelbes Fichten und
Eichenholz.
1112 O Straße.
LINCOLN - - - Nebraska.
Wir empfehlen uns dem deutschen Publikum, indem wir prompte und reelle Bedienung zusichern.

N. P. Curtice,
Musikalien-Hand